

ERICH KÖHLER

Episches „Ausspekulieren“ und „synchronische
Geschichte“

Zu Alfred Adlers Buch *Epische Spekulant*

Episches „Ausspekulieren“ und „synchronische Geschichte“.

Zu Alfred Adlers Buch *Epische Spekulant* *

So fröhlich, bei allem Ernst der Fragestellung, und so gelassen, bei aller Engagiertheit, wie Alfred Adler ist noch kein Literaturhistoriker mit der altfranzösischen Epik umgegangen. Seine ironische Distanz zur philologischen Heldenverehrung ist dem Gegenstand nicht weniger bekömmlich als dem Leser. Wer die Studien kennt, die er bereits über die *chansons de geste* veröffentlicht hat ¹, aber auch die Untersuchungen, die er der neuzeitlichen Trivallliteratur widmete ², war gespannt auf die *Epischen Spekulant*. Die Erwartung hat nicht getrogen: das Buch ist so originell und anregend wie vergnüglich zu lesen; es ist das Buch eines glänzenden Kenners der Abertausende von Epenversen umfassenden *chansons-de-geste*-Überlieferung und eines Wiener „Homme de lettres“ (wie H. R. Jauss ihn im Vorwort nennt) zugleich.

Wie bei Adlers *Rückzug in epischer Parade* verbirgt sich auch diesmal hinter dem leicht kapriziösen Titel der volle, wenn auch heiter gefaßte Ernst einer gewichtigen These. Was hat es auf sich mit den „epischen Spekulant“, was mit der „synchronischen Geschichte“? Adler geht davon aus, daß die bisher allein das Feld beherrschende, ausschließlich diachronisch vorgehende Epenforschung nunmehr allenthalben auf den Widerstand ihres Gegenstands stößt und einer entschiedenen Umorientierung bedarf, um, auf der Basis neuer, nur durch synchronische Betrachtung zu erwerbender Einsichten, der einst wieder in ihre Recht einzutreten. Da an der Berechtigung dieser methodologisch und forschungsgeschichtlich aktuellen Positionen nicht zu zweifeln ist, verschlägt es nichts, daß Adler zunächst so tut, als ob alle diachronische Epenforschung in wenig verheißungsvollen Datierungsversuchen und im Aufspüren historischer Einzelfakten festgefahren sei und als ob sie nicht auch mit einigem Erfolg schon damit begonnen hätte, die Entwicklung der „chanson de geste“ in nicht bloß faktizistischer Weise gesellschaftsgeschichtlich anzubinden. Doch wer wollte daraus einem Autor einen Vorwurf machen, der freiwillig

* Alfred Adler, *Epische Spekulant*. Versuch einer synchronen Geschichte des altfranzösischen Epos. Vorwort von Hans Robert Jauss (Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste, Bd. 33). Wilhelm Fink Verlag München 1975.

Schon ganz im Zeichen dieser Problemstellung steht Adlers Studie über die vier Epen der „Geste de Nanteuil“: Episches Frage- und Antwortspiel in der „Geste de Nanteuil“, Frankfurt a. M. 1974 (Analecta Romanica, H. 36).

1 Rückzug in epischer Parade. Studien zu Les Quatre Fils Aymon, La Chevalerie Ogier, Garin Le Lorrain, Raoul De Cambrai, Aliscans, Huon De Bordeaux, Frankfurt a. M. 1963 (Analecta Romanica, H. 11). Weitere Vorarbeiten sind *Epische Spekulant* S. 194 f. verzeichnet.

2 Möblierte Erziehung. Studien zur pädagogischen Trivallliteratur des 19. Jahrhunderts, München 1970. – Holzbengel mit Herzensbildung. Studie zu De Amicis' *Cuore*, Collodis *Pinocchio* und anderen literarischen Aspekten des italienischen Lebensstils, München 1972.

lig eigene Lichter vorübergehend unter den Scheffel stellt! Von der „Nabelschnur“ zwischen einer aus synchronischer Perspektive erschlossenen epischen Konstellation und dem Stand des historischen Prozesses der Feudalgesellschaft ist denn auch später des öfteren die Rede, doch „nicht etwa mit Bezug auf vereinzelte Ereignisse, die, als *prima causa*, die epische Spekulation angeregt hätten“ – was u. E. nun freilich auch nicht völlig auszuschließen ist³ – „wohl aber mit Bezug auf gewisse, in der sozialen Dynamik wirkende Entwicklungen“ (S. 120). Adlers Strukturanalysen setzen vorsätzlich zwar die Chronologie außer Kraft, nicht aber die Geschichte.

Wieweit die „synchronische Geschichte“ eben doch Geschichte ist, die „*contradictio in adiecto*“ sich mithin auflöst und die Ereignisferne der epischen Spekulation sich gerade in deren „Zuspitzung“ als gattungsspezifisch realitätsbezogen erweist, wird noch zu erörtern sein. Folgen wir jetzt der initialen Aufforderung des Buches zu einer *Wette à la Pascal* (Kap. I): Nehmen wir an, daß die rund 80 *chansons de geste*, unabhängig von Zeit und Ort ihres Entstehens, ein „System von Beziehungen“ bilden, die, entschließen wir uns zur Vogelschau, zur horizontal-synchronischen Landschaft zusammenrücken; willigen wir ein, daß diese Vogelschau uns von der vertikal-diachronischen Sicht entbindet (und auch entbinden soll), dann eröffnet sich die Chance, daß das zunächst hypothetische „System der Beziehungen“ sich als reales „Beziehungssystem“ offenbart. Sieht der Betrachter, der sich auf diese Veränderung der Perspektive einläßt, nichts, dann „ist ja nichts verloren. Gehen ihm aber die Augen auf, dann gewinnt er vielleicht gewisse Einsichten“ (S. 15).

Da es in seinem Fall nicht unbedingt der jansenistischen Gnade bedarf, sondern mit einer (sogar unter Philologen) weiter gestreuten „*grâce suffisante*“ gerechnet werden darf, kann Verf. zuversichtlich sein, daß, was ihm die Augen öffnete, auch andere sehen lehrt. Wer die Frage suspendiert – und das gehört nun allerdings zu den Prämissen der „synchronischen Geschichte“ –, ob und wie der Dichter des Rolandslieds oder der von *Gormont et Isambart* mit Konfliktsituationen, und d. h. Themen und Motiven vertraut sein, ja sie sogar schon „analogisch“ oder „gegenbildlich“ beantworten konnte, bevor sie 50 oder 100 Jahre später thematisiert und problematisiert wurden, dem gehen angesichts von Adlers Demonstrationen in der Tat die Augen auf, und er reibt sich dieselben verwundert, bevor ihm einfällt, nun wiederum zu fragen, wo und unter welchen Bedingungen denn „der epische Teig geknetet wurde“ (S. 19).

Was zu der „horizontal synchronisierten Vogelschau“ ermächtigt, in welcher sich das gesamte Corpus der *chansons de geste* als ein „Beziehungsgefüge“ darstellt, sind nach Verf. bestimmte Ergebnisse der strukturalen Anthropologie C. Lévi-Strauss', freilich, wie einschränkend gesagt wird, nur „gewisse Erwägungen“, nämlich diejenigen, die für das „Verhältnis zwischen der historischen Wirklichkeit und den Mythen“ herangezogen werden können (S. 20).

3 Auftragsdichtung, die auf Grund bestimmter politischer Ereignisse zu Eingriffen in die relative Autonomie epischer Spekulation im Sinne Adlers führen, erscheinen mir eher wahrscheinlich als bloß möglich, zumal dort, wo von „ateliers“ gesprochen werden kann, deren Existenz auch von Adler eingeräumt wird.

Anders als im Verständnis Lévi-Strauss' sind diese Mythen im mittelalterlichen Epos nur „quasi-mythisch“, Lösungen nicht definitiv setzend, sondern nur als die Möglichkeiten realhistorischer Konflikte „ausspekulierende“, „quasi-mythisch“ auch insofern, als – wie H. R. Jauss (Vorwort S. 12) formuliert – „sich die Handlungen von Helden der feudal-ritterlichen Hochkultur auf dem Untergrund einer archaisch-mythischen Verwandtschaftsordnung abspielen“. Fügen wir gleich hinzu, daß, was sich hier „quasi-mythisch“ artikuliert, nahezu gleich gesetzt werden kann mit dem *lignage*-Denken und daß dieses, mit allen seinen psychologischen und ideologischen Implikationen, Produkt historisch-politischer und ökonomischer Zwänge der Feudalgesellschaft ist.

Unter den Gegensatzpaaren, die Adler der Begrifflichkeit des strukturalen Weltbegriffens von Lévi-Strauss und G. Dumézil entnimmt und deren Kombinationen er „immer wieder . . . auf die Semantik eines Beziehungsgefüges zurückzuführen [weiß], das die formalisierten Gegensatzpaare auf den latenten Sinn archaischer Verwandtschaftsverhältnisse und gesellschaftlicher Interaktionsmuster durchsichtig macht“ (Jauss, S. 9), erweisen sich als brauchbar: größer und kleiner, höher und tiefer, stark und schwach, fern und nah, exogam und endogam. Es fällt auf, daß diese Kategorien einer meist primär sinnlichen Erfahrung, Ausdruck einer „logique du sensible“ (cf. S. 61), sich sogleich auch als ins Politisch-Soziale übertragbare Kategorien darstellen: der starke und hohe Charlemagne – sein schwacher „niedriger“, weil niedrig denkender Sohn Louis; der anfangs schwache, weil besitzlose, dann starke, weil die einzige Stütze des Königtums verkörpernde Wilhelm von Orange; der sozial hohe, starke Raoul de Cambrai und der „niedrige“ Bastard Bernier usw. Als operativ besonders ergiebig erweisen sich die Gegensatzpaare „fern und nah“, „exogam und endogam“. Von ihrer Koinzidenz könnte man fast sagen, sie sei raumpolitischer wie familienpolitischer Natur. Ein exogamer Ganelon, Graf einer Mark an der Peripherie des Reiches, verkörpert als Todfeind des endogamen Roland, des Repräsentanten der königstreuen *maisnée*, als „Verräter“, die Möglichkeit der Rebellion, deren Alternative, die Möglichkeit der Treue trotz permanenter Frustration, zu Wilhelm, ebenfalls Graf einer – zudem selbst eroberten – Mark, bis zum Äußersten „ausspekuliert“ ist. Für die endogame Strukturschicht, die anthropologisch greifbare Motivation der politischen „Nähe“, deren widerwillig konzederter Wandel in „Ferne“ (Roland in Roncevaux) in den Untergang führt, kann Adler die „Sünde Charlemagnes“, die inzestuöse Zeugung Rolands, ins Feld führen, die latent auch Licht auf Vivien und seine Affinität zu Roland wirft, und nicht nur auf diese, von der Forschung, wenn auch nicht so, längst gesehene: mörderische feudale Kollisionen wie diejenigen zwischen den „quasi-endogamen“ Aymoniden und den „extrem exogamen“ Herbertiden (S. 146) stellen zwischen den *Quatre Fils Aymon* und *Raoul de Cambrai* ein Beziehungsgefüge her, das dazu berechtigt, die beiden Chansons aufzufassen als „zwei Flügel eines Ditychons, gegenbildlich aufeinander eingestimmt“ (S. 147). Immer aber hat, so möchten wir unterstreichen, was auch Adler keineswegs verschweigt, der Kaiser oder König die Hand im Spiele, und wenn Renaut de Montauban, „ein Opfer der um ihre Gewerkschaftsrechte besorgten Maurer am Dombau

zu Köln . . . sichtlich kanonisiert den Rhein hinunter [schwimmt]” (S. 133), dann ist Heiligkeit die sublimen Kompensation für eine extrem zugespitzte, verhängnisvolle Möglichkeit innerhalb der widerspruchs- und konfliktreichen Dynamik des Feudalstaates. Hier wird auch die „Entlastung” sichtbar, welche die epische Dichtung gegenüber einer ansonsten schwer erträglichen Wirklichkeit gewährt. Sowohl Adler wie Jauss insistieren mit Recht auf dieser Funktion der Dichtung angesichts unentrinnbarer Lebensverhältnisse.

Es gehört zu den Möglichkeiten der „epischen Spekulation” im Rahmen der historisch gesetzten Grenzen, epische Situationen geradezu „umzustülpen”. Unter der Kapitelüberschrift *An Helden, bitte, kein Bedarf* (S. 135 ff.) demonstriert Alfred Adler, daß die Chansons *Jehan de Lanson* als „umgestülpte Version der *Quatre Fils Aymon* zu verstehen ist. Doch ist solche „Umstülpung” nicht die Regel epischen Spekulierens. Diese läßt sich vielmehr beziffern auf Analogie und Gegenbildlichkeit, Symmetrie und Asymmetrie in Figuren, Situationen und Episoden. Immer wieder begegnen Personen, die sich verhalten, als ob sie auch anders könnten oder müßten als diejenigen, die sich in gleicher Lage befinden: ein Vasall, als ob er seiner Lehenpflicht ledig wäre (*Girart de Roussillon* u. a., S. 76 ff.); die 12 Pairs, als ob sie bei Charlemagne in Ungnade wären wie die Aymonssöhne (in *Jehan de Lanson*). Die junge Frau eines Greises ist in *Beuve de Hantone* untreu im Gegensatz zu der Treue bei gleicher Konstellation in *Doon de Mayence*. Die Komplexität der Gestalt des Guerri le Sor in *Raoul de Cambrai* erscheint weniger rätselhaft, wenn man sie als einen „Guillaume manqué” versteht (S. 108). Das in mittelalterlicher Epik so auffällig häufige Onkel-Neffe-Verhältnis unterliegt in hohem Maße dem Prinzip des „Auspekulierens”. Die Vermehrung der Neffen in der Wilhelmsgeste dient dazu, das „Kraftfeld der Möglichkeiten auszuschöpfen” (S. 47 ff.), wobei sich die Beziehungen zwischen Vivien, Gui, Girard und Guischart sowohl als solche der Analogie wie der Gegenbildlichkeit darstellen. *Gormont et Isambart* wie der viel jüngere *Anseis de Carthage* „sollen zeigen, wie weit ein König, wie weit sein Vasall sich von dem im Rahmen der feudalen Konventionen Erlaubten entfernen kann” (S. 177). Die Lebensumstände der Aymeriden erweisen sich in der Vogelschau des Verfs., der freilich auch mit einem Teleskop ausgerüstet scheint, als Gegenbild zum Schicksal der Aymoniden (S. 131 ff.). Rücken hier in der synchronischen Betrachtung zwei oder mehr Chansons jeweils zu einer Gruppe zusammen, so tritt darüber hinaus ein Strukturgesetz der ganzen Gattung ins Blickfeld. Gerade an den extremen Fällen wird „ersichtlich, daß gewisse Episoden, die in einer *chanson* ihr Eigenleben zu führen scheinen, allerdings aus der Handlung der *chanson* hervorgehen mögen, andererseits aber in einem viel weiteren Rahmen, im Sinngefüge einer ganzen Gruppe von *chansons*, ja wohl sogar in dem ganzen Beziehungsbezirk der Gattung, ihren Standort haben” (S. 115). Nur selten zögert der Leser, der Beweisführung des Verfs. zu folgen, und kaum einmal kann er die Evidenz der aufgezeigten Beziehungen bestreiten⁴.

4 Daher sei auch nur einer von den ganz wenigen Fällen genannt, in denen der Eifer im Aufzeigen von Beziehungsgefügen den Verf. u. E. zu weit gehen läßt. Wenn er

Als wichtigster Hebel für die synchronische Erschließung des epischen Beziehungsgefüges erweist sich die Kategorie der Gegenbildlichkeit. Ob man aus dieser Tatsache mit H. R. Jauss eine „Hermeneutik der Gegenbildlichkeit“ ableiten kann, sei dahingestellt. Statthaft erscheint mir dies nur in dem Maße, als ihr Gegenstand als vermittelter Niederschlag der realen sozialgeschichtlichen Verhältnisse begriffen wird. Adler selbst weist immer wieder auf diesen unlösbaren Zusammenhang hin, sowohl in allgemeineren Formulierungen wie vor allem anlässlich zahlreicher, von ihm festgestellter Fälle von extrem „ausspekulierten“ Möglichkeiten. „Die epische Fabel ist irgendwelchen präzise fixierbaren Ereignissen ganz von vorneherein recht ferne. Sie ist der raffiniert ausgetüftelte *extreme* Fall an der *Grenze* eines Kraftfeldes, innerhalb dessen gewisse wirklich mögliche Kraftkomponenten eine kaum erträgliche Dynamik verursachen“ (S. 21). „Die epische Fabel – in diesem wichtigen Aspekt einer mythischen vergleichbar – definiert nicht den historischen Faktor, „an dem sie hängt“, von dem sie abhängt. Sie überspitzt diesen Faktor spekulativ“ (ebda.). Dem Verhältnis starker Vasall-schwacher König in der Form, die es in der Wilhelmsgeste annimmt, dieser „überspitzt *ausspekulierten*, epischen Situation, diesem *extremen Fall*, liegt ein realpolitisch sehr wirkliches Dilemma zugrunde“ (S. 30). Ähnliches ließe sich von vielen anderen Beispielen für das Auf-die-Spitze-treiben des „epischen Spekulierens“ sagen, und es wird auch oft gesagt. Die epischen Gestalten Beuves und Guis (in *Beuve de Hantone* und *Doon de Mayence*) „stehen wie zwei Schachfiguren auf einem Schachbrett, das, die Möglichkeiten eines ganzen Systems von Schachzügen enthaltend, ein Kraftfeld genannt werden kann. Was geschieht, so möchte ein Spekulant gefragt haben, wenn Beuve und Gui einander so gegenüberstehen wie in *Beuve de Hantone*? So wie in *Doon de Mayence*? Ja, was geschieht aber, wenn, wie in *Daurel et Beton*, ein Beuve von einem Gui befeindet wird, wenn also ein Gui, der in *Beuve de H.* und in *Doon de M.* als edler Vater fungiert, als Bösewicht auftritt, so wie Doon, der sich in *Doon de M.* durchaus wünschenswert verhält, in *Beuve de H.* die Rolle eines Bösen spielt? . . .”. Wir unterbrechen das Zitat (S. 159–160) nur ungern und verkürzen: Gui, ehrwürdiger Vater Beuves und Gatte einer jungen Frau in *Beuve de Hantone*, ermordet in *Daurel et Beton* den Beuve, weil er dessen Frau begehrt, wobei der tödlich Verwundete vor seinem Hinscheiden seinem Mörder gar noch bescheinigt, dessen Trachten nach dem Besitz seiner, Beuves, Frau sei so unberechtigt nicht. Wieder ist eine extreme Möglichkeit ausspekuliert. Ihre Unzumutbarkeit erscheint weniger absolut, wenn wir mit nunmehr vom Verf. eingeübtem Ohr die „inkestbeschwerten Untertöne“ vernehmen.

(S. 110 f.) zwischen dem Verhältnis Guerri le Sor-Bernier (*Raoul de Cambrai*) und dem Verhältnis Wilhelm-Rainouart eine Analogie, und d. h. auch eine Beziehung herstellt, so ist die Verbindungsbrücke hier sehr brüchig; sie hielte nur, wenn man die Haltung Guerris, der so tut, als sei der in heidnischer Gefangenschaft befindliche Bernier tot, ebenso als ein „Vergessen“ interpretiert wie Wilhelms „Vergessen“ der Heldentaten Rainouarts. Daß dem Verf. gerade an dieser Stelle selbst nicht ganz wohl ist, verrät seine unmittelbar anschließende Bemerkung: „Wir muten der Geduld des Lesers mit dieser Suche nach Analogien vielleicht zuviel zu . . .“ (S. 111).

Das Bild von den „*extremen* Möglichkeiten der Schachzüge“ erleichtert uns das Verständnis dafür, „daß der sterbende Bove sich so benehmen kann, als ob er Gui (der Vatergestalt!) etwas abzubitten hätte, nämlich den Besitz der Frau, die „eigentlich“ dem „Vater“ Gui zukäme“ (S. 161).

Das zuletzt herangezogene Beispiel epischer Spekulation führt uns zurück zu den quasi-mythischen Motivkomplexen, deren ein aus archaischen Vorstellungen sich näherndes *lignage*-Denken unter den sozialen und politischen Bedingungen der feudalen Gesellschaftsstruktur sichtlich nicht entraten konnte. Die quasi-mythischen Motive, deren „Stoßkraft“ auch „abgelenkt“ werden kann (S. 165), instrumentieren eine Ideologie, die sich zwischen den vom historischen Wandel der Gesellschaftsformation bedingten Extremen der bedingungslosen, zweilen auch bedingten, aber ihre Widerstände austragenden Affirmation (Rolandslied, Wilhelmlied) und der an die Grenze der Infragestellung der „Majestät“ vorprellenden Rebellenepik bewegt. Nicht „Abbild“ der Feudalgesellschaft ist die *Chanson de geste*, aber Widerspiegelung in extremis im spekulativen Ausmessen aller ihrer Möglichkeiten im „Kraftfeld“ der gesellschaftsgeschichtlichen Dynamik. Es ist das spekulativ Mögliche, auf die Spitze getriebene, auf dem Schachbrett ausspekulierte Mögliche, das zwischen dem historisch begrenzten und auch die Schachzüge letztlich begrenzenden Notwendigen und der Dichtung vermittelt. Eine hochbedeutsame Schicht der Vermittlung zwischen gesellschaftlicher Basis und literarischem Überbau aber, so lehrt uns Alfred Adler, bilden die mit Hilfe der strukturalen Anthropologie eruierten, die Dichtung essentiell mitkonstituierenden, zugleich inhalts- und formbildenden Elemente. Mit H. R. Jauss kann sehr wohl von einer „strukturalen Kombinatorik“ im mittelalterlichen Epos gesprochen werden, die sowohl eine „zugleich kognitive und entlastende Funktion“ ausübt. Jauss, der in seinem Vorwort das Verfahren des thesiseschen Verfassers auf den Begriff einer „synchronischen Hermeneutik“ bringt (bei Adler kommt das Wort Hermeneutik nicht vor), nennt diese auch eine „laterale Hermeneutik“ deshalb, weil Adlers synchronische Analyse „sich von einem Sinn zu einem anderen Sinn“ und „nicht von Sinn zu Sache“ bewege. Daß die letztere Bestimmung nicht voll zutrifft, haben wir deutlich zu machen versucht. Wenn sich im Prinzip der Gegenbildlichkeit eine der Gattung immanente, relativ autonome Eigendialektik entfaltet, so sind doch – was Adler, obgleich theoriefern auch hier, wiederholt bezeugt – noch die extremsten, analog und gegenbildlich bis zur Grenze zum Unmöglichen ausspekulierten Möglichkeiten immer solche, die aus dem Lebensraum der Feudalgesellschaft selbst erwachsen.

Die „struktural Kombinatorik“ ist, wie uns scheint, als eine gattungsspezifische und somit auch gattungsdefinierende, und d. h. auch gattungsabgrenzende Vermittlungsmodalität anzusehen, eine Annahme, die uns hoffen läßt, daß der Verfasser der „Epischen Spekulant“ bald auch die fast zwangsläufig auftauchende Frage beantworten wird, ob die archaische Natur der anthropologischen Strukturen überhaupt und bis zu welchem Grade auch in anderen Gattungen der mittelalterlichen Literatur, insbesondere im höfischen Roman wirksam ist. Für die Analyse des Gattungssystems und ihres Verhältnisses zum Gesellschaftssystem wären hier gewiß wesentliche Fingerzeige zu erwarten.

ten. Das Gespür des Verfs. für die Bedeutung der „Nabelschnur“ zum Prozeß der sozialgeschichtlichen Realität würde ihn davor schützen, mit anderen Mitteln bloß noch einmal zu tun, was die „Keltisten“ seit Jahrzehnten unentwegt tun, nämlich die höfischen Artus- und Gralromane auf allenfalls, wenn überhaupt, originell mißverstandene keltische Mythologie zurückzuführen.

Damit sind die Fragen, die Adlers Schrift aufgibt, noch nicht erschöpft – was wahrlich nicht die geringste unter ihren Qualitäten ausmacht. Sicherlich ist mit dem Begriff einer Spekulation, welche die Möglichkeiten menschlicher und sozialer Kollisionen bis zum Extrem zuspitzt und sozusagen erprobt, eine Kategorie erstellt, deren Brauchbarkeit sich nicht auf die *Chanson de geste* beschränkt. Indessen handelt es sich um eine Brauchbarkeit von unterschiedlichen Graden je nach Gattung und je nach der Zeit, welche dem „Auspekulieren“ vergönnt ist, womit wir einerseits sagen wollen, daß sich die strukturelle Kombinatorik nur unter den Bedingungen einer vergleichsweise langen Phase konstant bleibender Verhältnisse voll entfalten kann⁵, andererseits aber dort gebremst wird, wo der literarische Überbau unmittelbarer und zugleich sensibler auf die geschichtlichen Veränderungen zu reagieren gezwungen ist, und d. h. gewiß dort, wo eine Gattung ihren „Sitz im Leben“ an den Brenn- und Kreuzpunkten der politisch-sozialen Entwicklungen hat: der höfische Roman an den großen territorialfürstlichen Höfen, den Standorten der Seismographen der Literatur.

Neben den rund 200 Jahren der *chansons de geste*-Dichtung (12. und 13. Jahrhundert; wir klammern die Problematik des Epenursprungs aus) steht, mit deren dichtester Produktion teilweise koinzidierend, der höfische Roman mit seiner fast atemlosen Entwicklung vom Anschluß an die „romans antiques“, über den ersten Artusroman bis zu den Gralromanen, unter Einschluß der Provokation der Tristandichtungen und des sogenannten Schicksalsromans bis zur Ausbildung der den Untergang der idealen ritterlichen Artuswelt eschatologisch besiegelnden Prosa-Graal-Romane binnen rund 70 Jahren, von etwa 1160 bis 1230. Der – freilich nicht mit Stillstand zu verwechselnden – Kontinuität der *Chanson de geste* steht die eher diskontinuierlich aufgeregte und doch bestürzend folgerichtige, verhältnismäßig kurze Geschichte des höfischen Romans (im engeren Sinne) gegenüber, ein „unequales“ Verhältnis, das, auch im Hinblick auf ein funktionales Gattungssystem, nur in der Perspektive einer historisch-dialektischen Literatursoziologie eine Erklärung finden dürfte. Diese hätte ein Publikum ausfindig zu machen, dessen altfeudale Rechtsvorstellungen im Gegensatz zum eher sublimations- als variationsorientierten, höfisch zentrierten Publikum durch den realen Machtverlust der Feudalität nicht grundsätzlich in Frage gestellt schien.

Die *Chanson de geste* behauptet im Durchspielen aller möglichen Konflikte und Verletzungen eine für Feudalität und Königtum verbindliche vasallitische

5 Adlers Darlegungen gewinnen allein schon dadurch einen besonderen Reiz, daß sie aufzeigen, wie oft in den *chansons de geste* Motive, die man umstandslos als „blinde“ bzw. unverstanden mitgeschleppte (was sie sicherlich auch oft waren) anzusehen gezwungen war, in einer anderen Chanson eine ungeahnte Virulenz offenbaren. Die „Blindheit“ erweist sich jedoch oft als Resultat eines mehr oder weniger bewußten „Ablenkens der Stoßkraft eines Motivs“ (S. 165).

Rechtsordnung, während der höfische Roman den Abgrund zwischen monarchischem und territorialfürstlichem Machtanspruch durch die Konstruktion eines im Sinne des Hochadels idealen Artuskönigtums überbrückt, durch eine Konstruktion, der die unumkehrbare geschichtliche Entwicklung mit dem Untergang des Artusreichs ein erhebendes Ende bereitet. Daß die *Chanson de geste* Blüte und schönen Tod der Artus- und Graldichtung überlebte, hat gewiß viel mit der konsequenten monarchischen Politik der Immediatisierung der Aftervasallen zu tun. Sie konnte daher bereits um 1200 in den Status einer nationalen Geschichte bzw. Vorgeschichte einrücken, welche die Hegemonieansprüche des französischen Königs legitimiert. Wenn Jehan Bodel zu Beginn seines Epos *Saisnes* die "trois maters de France et de Breitaine et de Romme la grant" unterscheidet, der erstern als "voir chascun jor aparant" den Vorzug vor "cil de Romme sage et de sens apendant" gibt, die "conte de Breitaine" aber als "vain et plaisant" diskreditiert, so erhält diese Wertung mit dem entschiedenen, auf der „Wahrheit“ sich gründenden Vorzug der "matere de France" ihr spezifisches Gewicht durch den Zusatz:

Et de ces trois maters tieng la plus voir disant;
La coronne de France doit estre si avant,
Que tout autre roi doivent estre a li apendant
De la loi chrestienne qui en dieu sont creant. ⁶

Die erstaunliche Lebensdauer der *chanson de geste* hat somit durchaus erkennbare Ursachen, die ihr auch bei Funktionsverschiebungen ein Höchstmaß an struktureller Kontinuität erlauben ⁷. Die Permanenz einer Gattungsstruktur, ihre scheinbare Autonomie hält solange vor, als ihre gesellschaftsgeschichtlichen Voraussetzungen, auch wenn diese nicht mehr ganz den Bedingungen ihrer Entstehung entsprechen, nicht grundlegend verändert bzw. aufgehoben sind. Die Frage drängt sich auf, ob die „synchronische Geschichte“ bei geringerer Kontinuität einer Gattungsstruktur ähnlich zwingende Ergebnisse zu Tage fördern kann wie im Falle der *Chanson de geste*. Doch die „Wette à la Pascal“ sollte weiter gehalten werden. Die Überführung der Ereignisgeschichte in eine Strukturgeschichte stellt fraglos Lösungen in Aussicht, die mit anderen Mitteln nicht zu finden wären. Alfred Adler hat dafür, indem er sich „Ferien [gönnte] von der historischen Diachronie“, den Beweis geliefert. So kann er sein Buch mit einem Wunsch beschließen, der auch als ein Auftrag verstanden sein will: „Möge es jüngeren Betrachtern beschieden sein, das epische Universum, das hier im neuen, noch unverbrauchten Licht der Synchronie auftaucht, wieder in die Diachronie der Geschichte zu übersetzen und es so neuer historischer Erkenntnis nutzbar zu machen“ (S. 182).

Erich Köhler (Freiburg)

⁶ Ed. F. Menzel und E. Stengel, Marburg 1906, zit. nach U. Mölks, *Französische Literaturästhetik des 12. und 13. Jahrhunderts*, Tübingen 1969, S. 7.

⁷ Indessen hat vor kurzem K. H. Bender am Beispiel der *Chanson d'Antioche* gezeigt, daß auch die Regeln epischer Strukturierung ganz oder teilweise außer Kraft gesetzt werden können: *Das chansons de geste à la première épopée de croisade. La présence de l'histoire contemporaine dans la littérature française du 12ème siècle*. In: *Société Rencensvals, VI^e Congrès International (Aix-en Provence, 29 Août – 4 sept. 1973) Actes*, Aix-en-Provence 1974, S. 485 – 500.